

Woche der
jüdischen
Kultur
Zürich

26. August bis
2. September '18



Rückblick

Die Veranstaltungen und ihre Veranstalter

Vernissage

«Das Jüdische an Mr. Bloom»

Museum Strauhof
Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft und Museum
Strauhof

Zum Auftakt Klezmer

Miller's Theater
Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft

Vernissage

«merk-würdig»

Archiv für
Zeitgeschichte
Archiv für Zeit-
geschichte der ETH

Die jüdische

Erfindung der Popmusik in Amerika

Miller's Theater
Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft

Hommage für

Leonard Bernstein

Miller's Theater
Omanut, Verein zur
Förderung jüdischer
Kunst in der Schweiz

Was is(s)t ein Jude?

Gemeindezentrum ICZ
Israelitische Cultus-
gemeinde Zürich ICZ

Die Bibliothek der

Israelitischen Cultus- gemeinde

Gemeindezentrum ICZ
Israelitische Cultus-
gemeinde Zürich ICZ

Hegel, Schlegel, Bagel

Babi's Bagel Shop
Rafaël Newman

Friedhofsführung

Jüdischer Friedhof
Unterer Friesenberg
Ralph Weingarten

Die Synagoge

Freigutstrasse

Synagoge der IRGZ
Israelitische Religions-
gesellschaft Zürich
(IRGZ)



Die Verscheuchten

ETH Zürich Alumni
Pavillon
ETH Zürich Departement für Geistes-,
Sozial- und Staatswissenschaften

Literaturlunch «Jud Süß»

Eventsaal ICZ
Israelitische Cultusgemeinde Zürich ICZ

Die Arbeit des Toraschreibers

Hugo Mendel Stiftung
Zürcher Institut für
interreligiösen Dialog
ZIID

150 Jahre Gleichberechtigung der Juden in Zürich

Historisch-literarischer
Stadtspaziergang
Martin Dreyfus

Israelischer Volkstanz

Gemeindezentrum ICZ
Israelitische Cultusgemeinde Zürich ICZ

Vernissage «Bilder von Valentin Lustig»

Jüdische Liberale
Gemeinde
Jüdische Liberale
Gemeinde JLG
Or Chadasch

The Jewish Mile

Stadtspaziergang
Zürcher Institut für
interreligiösen Dialog
ZIID

Yentls Erbe

Gemeindezentrum ICZ
Kulturkommission der
Israelitischen Cultusgemeinde Zürich ICZ

Kulinarisch durchs jüdische Jahr

Gemeindezentrum ICZ
Israelitische Cultusgemeinde Zürich ICZ

Fotoausstellung «Männerbad und Rimini»

Männerbad am
Schanzengraben
Omanut, Verein zur
Förderung jüdischer
Kunst in der Schweiz

Literaturclub «Und damit fing es an»

Jüdische Liberale
Gemeinde
Jüdische Liberale
Gemeinde JLG
Or Chadasch

Juden in der Schweiz

Kulturhaus Helferei
B'nai B'rit Augustin
Keller Loge

**Auf den Spuren
jüdischer Autoren
in Zürich**

Literarischer Spazier-
gang durch die Altstadt
Martin Dreyfus

**Da kenne ich
einen besseren!**

ComedyHaus
Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft

**Mythos, Magie,
Messianismus**

Kulturhaus Helferei
ETH Zürich – Professur
für Literatur- und
Kulturwissenschaft

**Schweizer Juden
und Israel**

Kulturhaus Helferei
Neuer Israel Fonds
Schweiz NIF

**Konzert des
Synagogenchors**

Synagoge Löwenstrasse
Israelitische Cultus-
gemeinde Zürich ICZ

**Filmabend: Etgar Keret
– Based On A True Story**

Gemeindezentrum der
Israelitischen Cultus-
gemeinde Zürich ICZ
SERET – Kino aus der
jüdischen Welt

Die Ausstellungen

**«Das Jüdische an
Mr.Bloom»**

Museum Strauhof
Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft und Museum
Strauhof

«merk-würdig»

Archiv für
Zeitgeschichte
Archiv für Zeit-
geschichte der ETH

**«Die Bilder von
Valentin Lustig»**

Jüdische Liberale
Gemeinde
Jüdische Liberale
Gemeinde JLG
Or Chadasch

Und ausserdem
zweimal täglich...

Koscher Menu

Restaurant im
Gemeindezentrum ICZ
Restaurant
Olive Garden

Koordination der
Veranstaltungen:
**Verein für jüdische
Kultur und Wissen-
schaft**

Verein für
jüdische Kultur und
Wissenschaft



Wir danken unseren Sponsoren für die Unterstützung:



MIGROS
kulturprozent



die Mobiliar



tachles



UBS Kulturstiftung

Verband der röm.-kath.
Kirchgemeinden der Stadt
Zürich

reformierte
kirche zürich

CITYlights

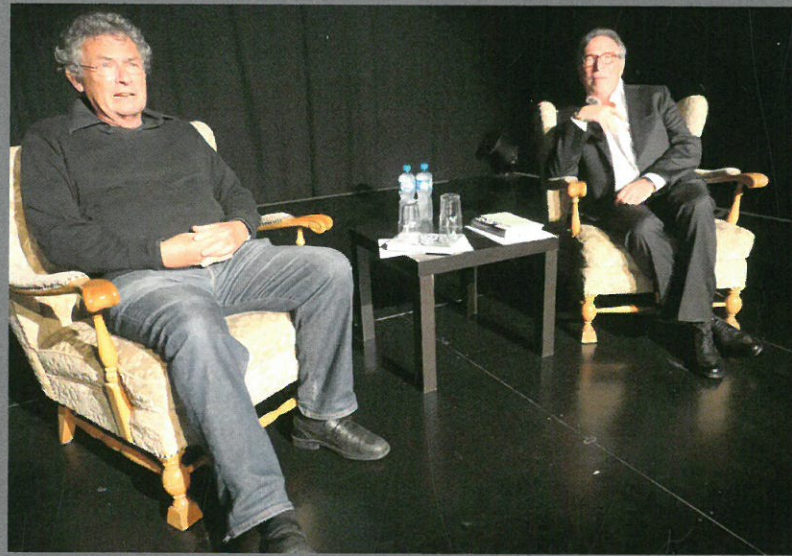
- AVINA STIFTUNG, Stephan Schmidheiny
- Georges und Jenny Bloch-Stiftung
- Dessauer Stiftung
- Genossenschaft Migros Zürich
- Dr. Georg und Josi Guggenheim Stiftung
- Jubiläumstiftung der Schweizerischen Mobiliar Genossenschaft
- Kanton Zürich
- Katholische Kirche im Kanton Zürich
- Katholischer Stadtverband, Zürich
- Adolf und Mary Mil-Stiftung
- Reformierte Landeskirche Zürich
- Reformierte Kirche, Stadtverband, Zürich
- Jizchak und Denise Schächter-Stiftung Zürich
- Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund
- Stadt Zürich Kultur
- tachles – das jüdische Wochenmagazin
- UBS Kulturstiftung
- Jakob und Werner Wyler-Stiftung







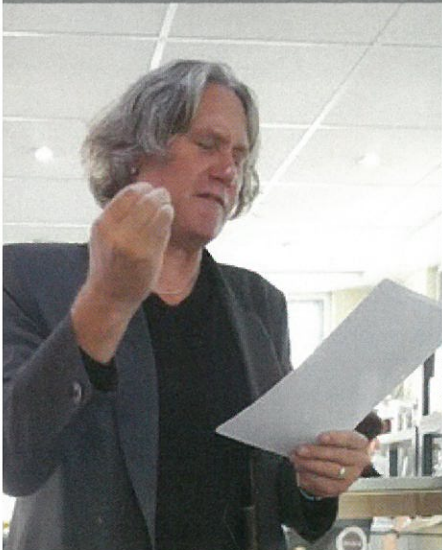














Das Jüdische an Mr. Bloom

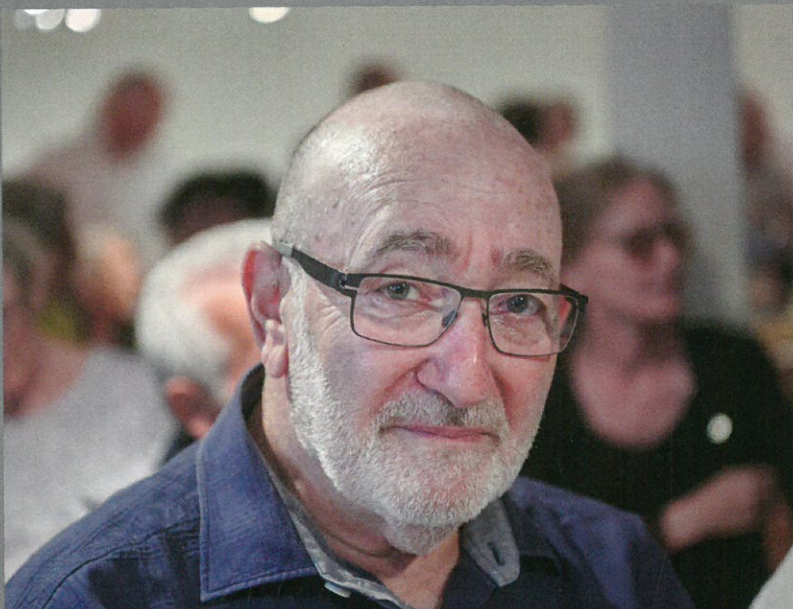
1897 lernen sich der als Engländer bekannte jüdische James Joyce mit dem als Kaufmann in der Schweiz seines Schwiegervaters bekannten Italo Svevo (Aron Schestak, genannt Erista) kennen. Italo Svevo ist ein italienischer Schriftsteller, der in Venedig geboren wurde. James Joyce ist ein irischer Schriftsteller. In seinem Werk 'Ulysses' wiederholt er die Geschichte des jüdischen Kaufmanns Mr. Bloom.

Das Jüdische an Mr. Bloom

Das Jüdische an Mr. Bloom

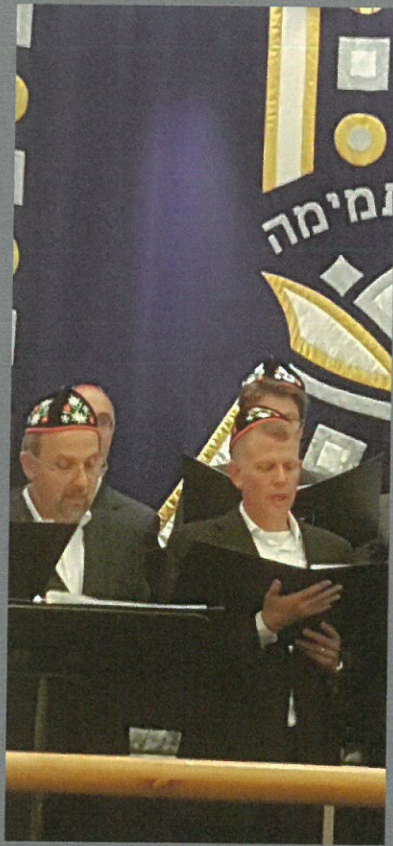


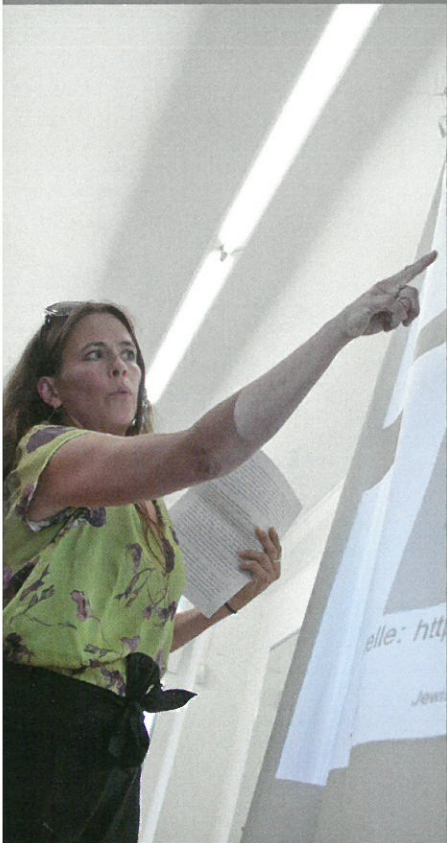
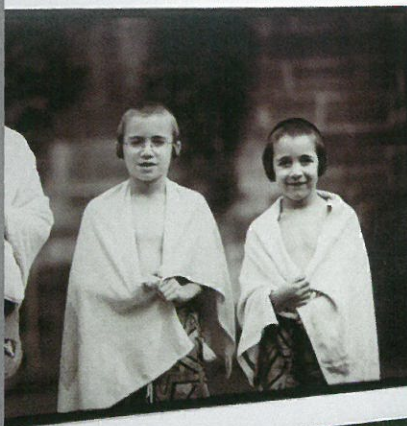
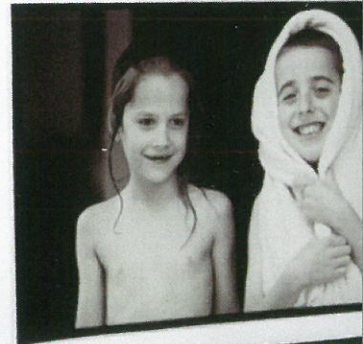
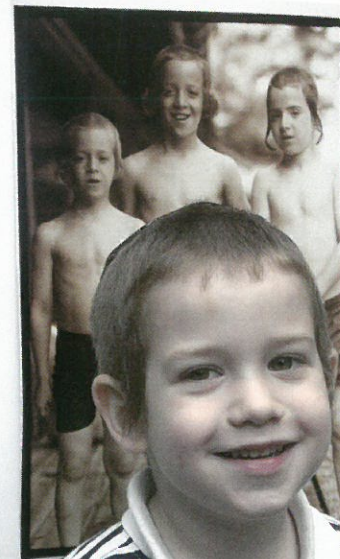
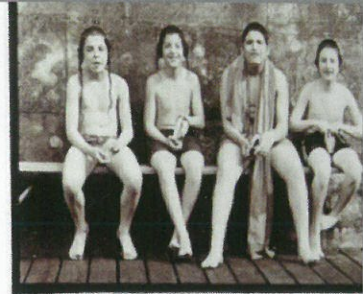






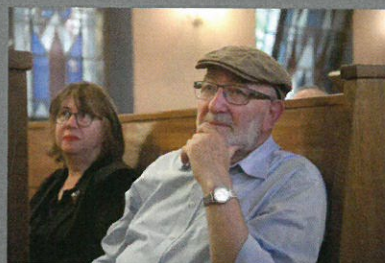
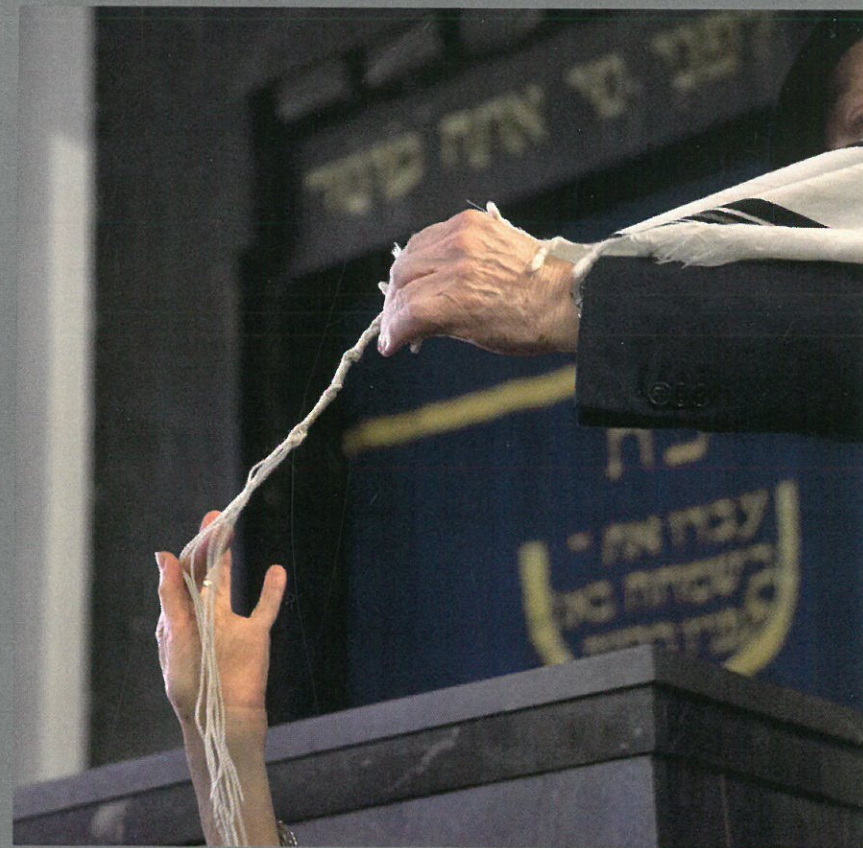


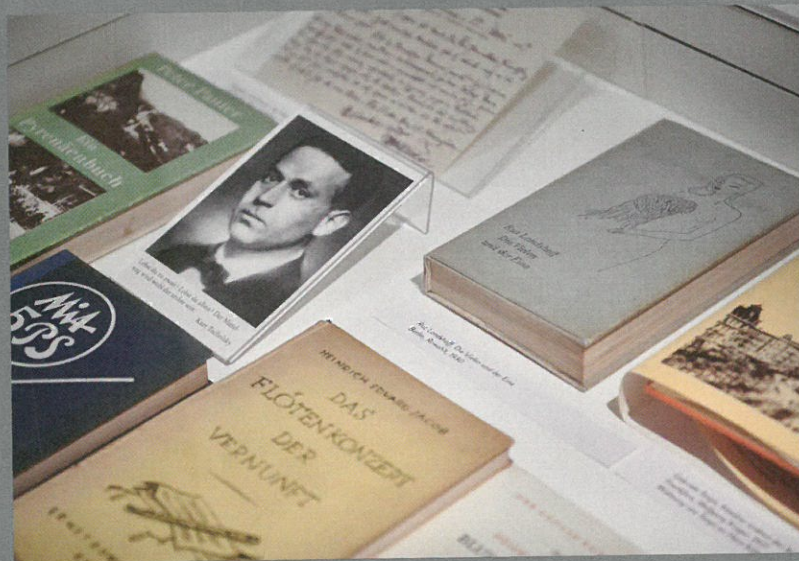


















«Das sind ja ganz normale Schweizer, diese Juden»

Eine Woche lang zeigt der «Kulturstrudel» jüdische Gebräuche. Auch das, was auf den ersten Blick untypisch erscheint.

Kaum ein Buch erzählt die Geschichte der Juden in der Schweiz packender als «Melnitz». Autor Charles Lewinsky lässt seine Geschichte in den «Judendörfern» Endingen und Lengnau beginnen, berichtet über die Einführung des antisemitischen Schächtverbots und endet mit der Schreckenszeit des Nationalsozialismus. Ein atemloses Auf und Ab für eine Bevölkerungsgruppe, die stigmatisiert durch ihre religiöse Herkunft, kaum je zur Ruhe kommen konnte.

In welcher Lage befindet sich das Schweizer Judentum heute? Lewinsky, selbst religiöser Jude, hat Mühe, sich festzulegen: «Nicht auf einem Tiefpunkt, aber es könnte besser sein.» Das Negative werde ihm bewusst, wenn er jüdische Institutionen in Zürich betrete. Etwa das Gemeindehaus der Israelitischen Kulturgemeinde Zürich (ICZ). Der Gang durch die Sicherheitsschleuse stimme ihn nachdenklich. «Ich bin traurig, dass das heute notwendig ist.»

Religion als Nebenaspekt

Doch er wolle nicht über Antisemitismus diskutieren, sagt Lewinsky. Ihn hält derzeit anderes auf Trab – Positives. Mitten im «Kulturstrudel» befindet er sich, einer Kulturveranstaltung, die das jüdische Leben in all seinen Facetten aufzeigen will. Im Miller's Theater in Tiefenbrunn gab gestern Ständerat Daniel Jositsch den Startschuss für rund 50 Veranstaltungen, die eine Woche lang an verschiedenen Zürcher Schauplätzen stattfinden. Lewinsky ist Programmleiter, gemeinsam mit Schriftsteller-Kollege Michael Guggenheimer.



Eröffneten gestern den «Kulturstrudel»: Die Initianten Michael Guggenheimer, Daniel Jositsch und Charles Lewinsky (v.l.n.r.). Foto Urs Jaudas

Die meisten Künstler und Protagonisten des Festivals sind auf den ersten Blick nicht als Juden erkennbar – jedoch mit der jüdischen Kultur verbunden. Sei es durch die Kochkunst, die Musik oder Vorfahren, die auf der Flucht in Zürich eine neue Heimat fanden. «Es ist wie bei anderen Religionen», sagt

Lewinsky. «Die Mehrheit der Juden ist nicht wirklich religiös.» Die Juden in Zürich seien vor allem eines: Teil der Gesellschaft. Die Religion sei ein Nebenaspekt, Gebräuche und Traditionen seien wichtiger. «Genau das wollen wir mit dem Festival zeigen.» Es werden aber auch jene repräsentiert, die

religiöse Symbolik gegen aussen repräsentieren: Männer mit Schläfenlocken und Chassidim auf dem Kopf, Frauen in dicken schwarzen Röcken, die ihr echtes Haar mit Perücken bedecken. Streng orthodoxe Juden zeigten sich – zu Lewinskys Überraschung – schnell bereit, am Festival mitzumachen.

Morgen bietet sich etwa die Möglichkeit, einem Toraschreiber über die Schulter zu schauen. Die Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft (IRGZ) öffnet heute ihre Tür, ebenso der koschere Supermarkt im Kreis 3. Eine Frage, die geklärt werden soll: «Was ist(s) ein Jude». Es sind viele Schauplätze

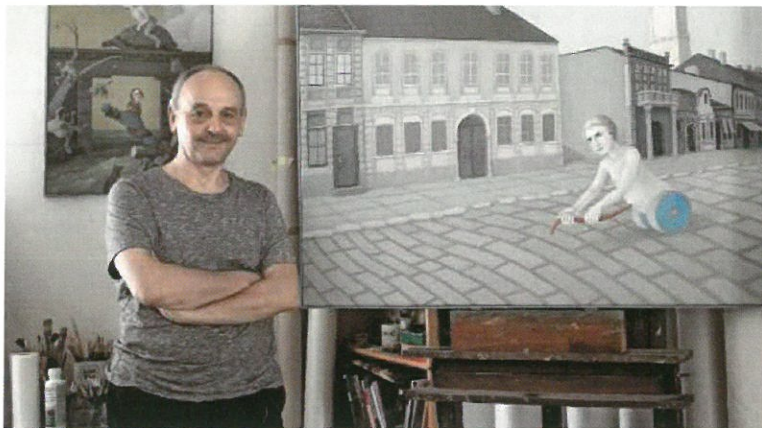
dabei, die Nicht-Juden theoretisch auch sonst besuchen könnten, sagt Lewinsky. «Ausserstehende sind oft neugierig, getrauen sich aber nicht. Eine offizielle Führung senkt in der Regel die Hemmschwelle.» Der Ticketvorverkauf bestätigt Lewinskys These: Einige Veranstaltungen sind bereits ausverkauft.

In Gesellschaft integriert

Lewinsky erinnert sich an seine streng religiöse Jugend in Wiedikon: In Zürich wurde ihm damals der Besuch in der Kantonschule verwehrt. Als gläubiger Jude war es ihm verboten, am Samstag, dem Sabbat, zu schreiben. Der Kanton wollte das nicht tolerieren. Stattdessen pendelte Lewinsky täglich in die Kantonschule nach Luzern, die damit kein Problem bekundete. «Das Verhalten der Behörden war absurd. Der Kanton verwehrt mir den Schulbesuch, aber die Stadt beteiligt sich an den Bilettkosten nach Luzern.»

Die Toleranz in Zürich sei heute viel grösser. Die jüdische Minderheit sei längst Teil der Mehrheitsgesellschaft. Die Initianten verbinden den Kulturstrudel mit einem Anliegen, das vielleicht banal erscheint, aber noch immer keine Selbstverständlichkeit ist. «Mancher Besucher», sagt Lewinsky, «sollte nach einer Veranstaltung erstaunt feststellen können: Das sind ja ganz normale Schweizer, diese Juden.»

Martin Sturzenegger



Der im rumänischen Klausenburg geborene Valentin Lustig posiert in seinem Atelier an der Langstrasse 65 vor seinem grossformatigen Bild «Die Rückkehr des verlorenen Sohnes», 2016. Der Titel des Bildes bezieht sich auf das von Jesus erzählte Gleichnis gemäss Lukas-Evangelium (15,11–32). *Bilder: Kati Moser*

Geschichtenerzähler mit Pinsel

Atelierbesuch Valentin Lustig lebt seit 1983 in Zürich. Seine Bilder sprechen den Betrachter visuell, intellektuell und emotional an. Während der Woche der jüdischen Kultur in Zürich sind Werke des Kunstmalers in der Jüdischen Liberalen Gemeinde Or Chadash an der Hallwylstrasse 78 zu sehen. **Von Kati Moser**

Der Lärm der Langstrasse bleibt aussen vor, im Atelier ertönt Klassik. Bilder hängen oder lehnen an den Wänden, ein paar Stühle, ein Tisch, ein Sofa, Bücherregale, Farbtuben und unzählige Pinsel: Die Welt des Kunstmalers Valentin Lustig präsentiert sich auf relativ kleinem Raum. Dafür sind seine Themen universell und vielschichtig, immer wieder mit Lustigs eigenem Schicksal verweben. Valentin Lustig, 1955 im rumänischen Klausenburg geboren, emigriert als 18-Jähriger mit seinen Eltern nach Israel. Einige Jahre später zieht er nach Florenz, um an der dortigen Kunstakademie zu studieren. Hier begegnet er seiner künftigen Frau, einer Zürcherin, und folgt ihr 1983 in die Schweiz. «Meine Malerei entsteht nach gewissen ästhetischen Grundsätzen, die ich mir in Jahrzehnten erarbeitet habe.» Valentin Lustig ist kein Maler der grossen Gesten, seine Arbeit ist synthetisch, mehrschichtig, konzeptionell. Alles entsteht im Kopf, bevor es sich in zahlreichen Skizzen manifestiert. Das Malen an einem Bild dauert sehr lange. Lustig, der Acrylmal-

sion verwendet, arbeitet gleichzeitig an mehreren Werken.

Valentin Lustig, Kind von Holocaustüberlebenden, kennt sich bestens in der jüdischen wie abendländischen Tradition aus. «Manchmal spiele ich mit der Verfremdung eines ikonografischen Inhalts.» Wie im Bild «Die Rückkehr des verlorenen Sohnes», ein von vielen

Malern besetztes Thema. Das Gemälde von Lustig ist verschlüsselt. Die Häuser sind zwar aus Klausenburg, dort aber in dieser Anordnung nicht zu finden. Auf der Strasse ein Junge, ohne Beine auf blauen Rädern, mit einer roten Nabelschnur in der Hand. Mühsam versucht er vorwärtszukommen. «Klausenburg hat sich zum Besse-

ren verändert, mir sagt die Stadt aber nichts mehr. Ich suche nach meiner Mama, obwohl ich weiss, dass sie seit 20 Jahren tot ist. Es ist das Schicksal eines jeden Emigranten.» Eine weitere bemerkenswerte Arbeit: «Valentin Lustigs Pilgerreise» mit 33 Bildtafeln (2008, Diogenes), ein gemeinsames Projekt mit dem verstorbenen Urs Widmer.



Das Triptychon «Heu Mihi», 2018, eines von zehn ausgestellten Bildern.

Gut zu wissen

Eine ganze Woche lang lädt die Jüdische Gemeinschaft Zürichs ihre Mitbürger zu sich ein. «Kultur Strudel» heisst die Veranstaltung, die an verschiedensten Schauplätzen Gebräuche und Tradition zeigt. «Eine Kultur, die uns allen gehört», wie Ständerat Daniel Jositsch im Programmheft schreibt. Jeden Tag, 26.8.–2.9., finden mehrere Veranstaltungen statt: Eine Hommage an Leonard Bernstein, Diskussionspodien über das Judentum, es wird koscher gekocht und Jewish Fashion gezeigt. Vernissage Valentin Lustig: 28.8., 19–21 Uhr, in der Jüdischen Liberalen Gemeinde Or Chadash an der Hallwylstrasse 78. **Infos: www.kulturstrudel.ch**

Zur Veranstaltungsreihe Kulturstrudel gehörte am Montag ein Podiumsgespräch an der ETH, das auf reges Interesse stiess

Jüdische Aspekte der Flüchtlingsthematik

VIVIANNE BERG

Das Gedicht von Else Lasker-Schüler «Die Verscheuchte» bot eine passende Grundlage für das Podiumsgespräch, zu dem sich im Rahmen der jüdischen Kulturwoche rund 80 Interessierte an der ETH einfanden. Jüdische Aspekte von Flucht, Exil einerseits sowie der Umgang mit Geflüchteten andererseits standen

zur Debatte und wurden von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet.

Ein plurikultureller Staat

Mit generellen Aussagen zur Menschenfreundlichkeit mochte sich Moderator und *tachles*-Chefredaktor Yves Kugelmann nicht begnügen, wenn er die Podiumsteilnehmenden zu Stellungnahmen hinsichtlich des Umgangs mit Geflüchteten herausforderte.

So wollte er von Gabrielle Rosenstein wissen, was der Verband Schweizerischer jüdischer Fürsorgen (VSJF), den sie präsidiert, diesbezüglich unternimmt. Die Organisation sei politisch nicht aktiv, entgegnete sie, verstehe sich aber seit jeher als eine «Organisation der Tat» und engagiere sich für jüdische Menschen in der Schweiz und für Menschen in Not allgemein. Unter anderem, indem sie sich auf den Fluchtrouten dafür einsetzt, dass die Flücht-

Strauhof Mr. Dreyfus und Mr. Bloom

Im Rahmen des jüdischen Kulturfestivals «Kulturstrudel» wurde im Strauhof in Zürich die Ausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom» eröffnet – so kommt Martin Dreyfus (l.) mit seiner Büchersammlung nun zu musealen Ehren. Vom jüdischen Kulturwochenstrudel, der offiziell erst zwei Tage später begann, wollte sich das Publikum gerne schon am Donnerstag mitreissen lassen, man sass und stand bei der Vernissage dicht gedrängt sogar im Gang des Museums. Nach der Begrüssung durch die Strauhof-Co-Leitende Gesa Schneider und Rémi Jaccard (r.) hielt Charles Lewinsky vom einladenden Verein für jüdische Kultur und Wissenschaft eine Laudatio auf Martin Dreyfus. Dieser hat seine Bibliothek seit 1969 auf mittlerweile mehr als 30 000 Bände erweitert. Den thematischen Schwerpunkt der Sammlung bildet die Exilliteratur aus den Jahren 1933 bis 1950 sowie die entsprechende Sekundärliteratur. Ein Verzeichnis der Bücher existiert nicht. Sollte aber ein Katalog erstellt werden, gab Lewinsky zu bedenken, dann wäre laut Fachleuten ein professioneller Bibliothekar nicht weniger als drei Jahre mit dieser Aufgabe beschäftigt. Da sei es einfacher, schloss der Referent, den Besitzer einfach nach einem Buch zu fragen, der es kurzerhand gezielt aus dem Regal nehmen könne. Dreyfus,

sagte Lewinsky, sei mit den Autoren so vertraut, «als ob er sie jeden Abend zu einem Glas Wein träte, er kann die Lebensgeschichte der Lektoren erzählen oder in allen Einzelheiten schildern, mit welchen Schwierigkeiten die Verleger zu kämpfen hatten.» Doch weiss Martin Dreyfus sehr wohl, wo die Grenzen seiner Möglichkeiten liegen. Im Begleitheft zur Ausstellung schreibt er über seine Bibliothek: «Eine solche Sammlung spiegelt neben – nicht ausschliessenden persönlichen Neigungen – in entscheidendem Mass auch die im Handel angebotenen Werke bzw. die verfügbaren (beschränkten) Mittel jedes privaten Sammlers.» Eine Führung mit Martin Dreyfus setzt am 16. September als fünfte Rahmenveranstaltung den Schlusspunkt der Ausstellung. Wer sie dann oder schon vorher besucht, kann das informative Begleitheft ohne zusätzliche Gebühr behalten. Der Titel der Ausstellung bezieht sich auf Wolfgang Hildesheimers Essay, darin bezieht er sich auf die «Jüdischkeit von Leopold Bloom, einer Figur aus dem Roman «Ulysses» von James Joyce. Das weitere, noch laufende Programm des jüdischen Kulturfestivals findet sich auf der Kulturstrudel-Homepage. So ist zum Beispiel noch die Ausstellung «Merkwürdig» im Archiv für Zeitgeschichte zu sehen, ferner



finden eine Comedy-Show mit Charles Lewinsky und Erwin Javor über den jüdischen Witz oder ein Podiumsgespräch mit Marc Bär, Rachel Halpern und Dana Landau zum Thema «Schweizer Juden und Israel. Solidarität und Kritik» oder ein Vortrag von Andreas Kilcher über «Mythos, Magie, Messianismus – Zur Bedeutung des Erzählens im Chassidismus» statt. Den Abschluss bilden am Sonntagabend ein Konzert des Synagogenchors der Israelitischen Kulturgemeinde Zürich und ein Filmabend von Seret. VB
www.kulturstrudel.ch



Auf dem Podium in der ETH diskutierten Gabrielle Rosenstein, Moderator Vves Kugelmann, Andreas Klicher und Rabbiner Elijahu Tarantul (v. l. n. r.).



unterwegs und in den Flüchtlingslagern rüdig behandelt werden. Nichtsdestotrotz, ähnte sie, habe der VSJf wegen des Nationalstaatsgesetzes bei der israelischen Botschaft vorgeschrieben.

Ähnlich tatkräftig positioniert sich laut erstein der Council of Jewish Communities, bei dem sie das Vizepräsidium innehat. «Organisation fördert auf lokaler Ebene die Zusammenarbeit von jüdischen Gemeinden einander und darüber hinaus mit anderen, etwa moslemischen Gemeinden.

«Wiefern sich der jüdische Staat Israel gerechnet mit dem Nationalstaatsgesetz sächlich jüdisch verhalte, fragte Moderator Kugelmann, da doch dieses Gesetz eine Feststellung der Bevölkerung verbindere, dreas Klicher, ETH-Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft, bezog sich in seiner Antwort auf die Schriften von Theodor Herzl. «Herzler habe sich einen plurikulturellen Staat gewünscht, meinte Klicher, in dem man nicht mal Hebräisch sprechen würde. «Herzlers Vision widerspricht dem Nationalstaatsgesetz von heutes. Ebenso wenig wie Rosenstein mochte sich Klicher politisch äussern, «h was die Schweiz und ihren Umgang mit Flüchtlingen angeht, verwies er auf die aus zieddeutschland «verscheuchte» Else Lasker-Schüler. Denn jede Debatte über Flüchtlinge idelt zwangsläufig immer von einzelnen Menschen. Deswegen habe die Bergier-Kommission in ihren Berichten auf die Darstellung von Fluchtschicksalen von Einzelnen grossen Wert gelegt. Wie Klicher betonte, argumentiere die heutigen nationalistischen Rechten in verschiedenen Ländern so, wie das im 19. Jahr-

hundert bei der Bildung der Nationalstaaten gefordert war. Damit damals überhaupt nationale Gebilde entstehen konnten, sollte Kultur als homogen aufgefasst werden, denn ein Nationalbewusstsein musste erst geschaffen werden. Denn tatsächlich «besteht Kultur immer aus Mischverhältnissen und kann gar nicht homogen sein», schloss Klicher. Kritisch äusserte sich das Publikum zur allzu grossen Heterogenität an Begriffen, wie sie auf dem Podium verwendet wurden, ohne zu klären, wann oder weshalb von Fremden, Flüchtlingen oder Asylanten die Rede war.

Angeregte Diskussion

Nicht viel anders als die anderen Podiumsteilnehmenden bekannte Elijahu Tarantul, Rabbiner der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich: «Ich bin ein durch und durch unpolitisches Wesen». Er blieb zum Umgang mit Flüchtlingen jedoch keine Antwort schuldig. Anhand Kapitel 9 von Joschua illustrierte er,

wie mit Fremden umgegangen werden sollte. Flüchtlinge, sogar solche, die gelogen haben, müssen geschützt und aufgenommen werden. Und mehr als das: Sie müssen arbeiten dürfen. Zur Idee vom Gebilde der Nationalstaaten empfahl Tarantul den Philosophen Jeshajahu Leibowitz. Dieser sei davon überzeugt gewesen, dass der Staat von Übel sei. Doch Tarantul ergänzte nach Leibowitz, «dass ohne Staat noch ein schlimmeres Übel herrsche». Allerdings hatten laut Leibowitz alle Weisen des Talmuds einen Vorbehalt gegen jegliche Staatsform.

Als schliesslich Moderator Kugelmann Goethe damit zitierte, dass ein Staat, der die Fremden nicht schütze, bald untergehen werde, pflichteten ihm sowohl Gabrielle Rosenstein wie Andreas Klicher bei, während Tarantul ausrief: «Hoffentlich! Es gab schon einige solche Staaten, bei denen es viel zu lange gedauert hat, bis sie untergegangen sind.»

«Jüdische Aspekte von Flucht und Exil sowie der Umgang mit Geflüchteten standen zur Debatte.»

«Die Vielfalt ist eigentlich das Normale»

Charles Lewinsky spricht über das jüdische Leben in Zürich, das sich nun in Dutzenden von Anlässen spiegelt

Rabbiner spielen in so vielen populär gewordenen Filmen mit jüdischem Hintergrund eine prägende Rolle. Wie war das in Ihrem Leben?

Ich bin in einer ganz orthodoxen Familie in Wiedikon aufgewachsen, und in der orthodoxen Gemeinde war der Rabbiner natürlich eine Macht. Aber ich habe keine erfreulichen Erinnerungen an ihn, deshalb erzähle ich sie lieber nicht.

Jetzt erst recht, bitte.

Ich wurde als Bub aus dem Religionsunterricht verbannt. Interessant ist ja die Funktion des Rabbiners: Die Gemeinde wählt ihn, und von dem Moment an ist er die höchste Autorität in religiösen Fragen. Je orthodoxer die Gemeinde, desto unantastbarer ist er. Aber er hat keine priesterlichen Funktionen, die hat nur, wer aus einer Priesterfamilie stammt. Er ist quasi der religiöse Chefjurist.

Und er ist Ziel zahlreicher Witze. Immer wieder, von Ephraim Kishon bis Woody Allen, ist von typisch jüdischem Humor die Rede. Gibt es den überhaupt?

Dazu biete ich selbst eine Veranstaltung am Schlußtag unserer Kulturwoche. Die Wunder-Rabbi-Witze zum Beispiel waren ein Kampfmittel der aufgeklärten gegen die chassidischen Juden. Und Völker, die in einer grösseren Gesellschaft unterdrückt werden, entwickeln immer eine spezielle Art von Humor. Darum hat der jüdische auch viele Parallelen zum kurdischen. Es ist nicht so, dass die Juden von Natur aus humorvoll wären. Aber es gab Zeiten, da entwickelten sie ihre eigene Form. Es war



Manches jüdische Kulturgut – wie der Bagel – geht mit der Zeit, auch in Babi's Bagel-Shop in Zürich Enge.

ARNDT RAMF / NZZ

Im Enge-Quartier wohnend, habe ich selbst das Gefühl einer Parallelwelt. Man geht an Männern mit Schlaflocken und oft senktem Blick vorbei.

Es war überraschend leicht, so dass wir vor allem noch koordinierend wirken. Wir sprachen die Organisationen und Gemeinden direkt an, alle waren mit Be-

lande, das können Sie in «Melnitz» nachlesen. Heute steht es nicht mehr in der Verfassung, sondern im Tierschutzgesetz.



A LA CARTE

Kräuterhexereien

Urs Bühler: Wer glaubt, es gebe höchstens im Märchen noch Köche, die selbst Wildkräuter pflücken, wird mitten in Zürich eines Besseren belehrt. Das Zürcher Viersternehotel Ambassador, das im Seefeld vis-à-vis dem Opernhaus seit neuem auch mit der Dachterrasse The View punktet, hat sein einst als «Ambassador» für Fischspeisen bekannt gewordenes Speise- lokal im Parterre letztes Jahr als «Opera» frisch positioniert. Der neue Küchenchef pflegt laut seinem Vorwort zur Speisekarte einen Teil seiner Zutaten in freier Natur zu sammeln, vom Gartenschaukraut bis zur Gänsedestil.

David Krüger heisst der deutsche Mittvierziger, der bei Grössen wie Harald Wohlfahrt gewirkt und inzwischen eine klare eigene Handschrift entwickelt hat. Die Produkte, grossteils aus hiesigen Wäldern, See- und Bergregionen, kommen möglichst unverfälscht, aber inspiriert kombiniert auf die Teller. Demnächst können Interessierte den Koch einen Nachmittag lang auf einer «Food-Wanderung» durch Wälder und Wiesen begleiten, samt anschliessendem Viergangmenü (ab Fr. 327.–). Wir aber setzen uns, faul, wie wir sind, gleich direkt an den Tisch.

Die Wände des unlängst leicht aufgefrischten Lokals dominiert noch immer die Grisaille-Malerei, die seit bald zwanzig Jahren ein barock anmutendes Trompe-l'œil in Grau-Weiss bietet. Wir aber

wickelten sie ihre eigene Form. Es war sozusagen «die Zeit, in der die Juden Humor hatten». Das begann in den Tagen von Moses Mendelssohn und wurde mit Hitler beendet, da gab es nichts mehr zu lachen.

Und heute?

Ein aktueller jüdischer Humor existiert vor allem noch in Amerika, dort hat sich eine neue Form entwickelt, eine sehr lustige. Ich erkläre ein Thema gern anhand eines Witzes, das ist wie eine kondensierte Lebensweisheit.



«Ein Witz ist wie eine kondensierte Lebensweisheit»

Charles Lewinsky
Drehbuchautor
und Schriftsteller

sierte Lebensweisheit. Ganz speziell am jüdischen Witz ist seit je, dass Gott oft die Pointe liefert. Das kenne ich aus keiner anderen Religion. Der Klassiker ist der: Einer hat zwar Jahre lang jeden Tag gebetet: «Lieber Gott, lass mich in der Lotterie gewinnen.» Eines Tages öffnet sich der Himmel, und die Stimme Gottes erschallt: «Gib mir eine Chance, kauf dir ein Los!»

Im Kino, das könnte diesen Herbst auch die Zürcher Romanverfilmung «Wolkenbruch» belegen, sind Geschichten mit jüdischem Hintergrund und Humor heute allgemein sehr populär.

Ja, aber es braucht eine lebendige jüdische Kultur, damit das im zeitgenössischen Umfeld funktioniert. Und das ist in Europa sehr schwierig, ausser vielleicht in England.

Der Schweizer Regisseur Dani Levy liefert in Deutschland Beispiele.

Sehr gute sogar, aber vor allem mit aus der Zeit gefallen, historischen Figuren.

Sie selbst haben 2006 mit der jüdischen Familiensaga «Melnitz» einen Bestseller gelandet.

Der Erfolg überraschte mich damals sehr. Er hatte sicher auch damit zu tun, dass das ein Wohlfröhlroman ist, in dem man es sich bequem machen kann wie in einer Hängematte. Doch es spielte auch mit, dass die Leute sagen: «Ach, das sind unsere Nachbarn, darüber wussten wir nichts!» Einen ähnlichen Effekt erhoffen wir uns von der Kulturwoche.

locken und oft gesenktem Blick vorbei, ohne sich je mit ihnen auszutauschen. Das bezieht sich auf jenen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung, dem man die Religionszugehörigkeit durch Kleidung und Frisur ansieht: die Orthodoxen. Viele von ihnen wollen unter sich bleiben, aus Angst, ihre Prinzipien zu verletzen. Ihr Leben ist bis ins Detail geregelt, sie fürchten, mit der kleinsten Veränderung könnten sie ihre religiösen Überzeugungen verraten. Dabei müsste doch diese Furcht unbegründet sein, wenn man von seiner Religion überzeugt ist.

Diesen Sommer waren vor einer Fussball-WM-Bar in Wiedikon drei jüdische Baben zu beobachten, die draussen fasziniert das Spiel mitverfolgten. Gleichzeitig war ihnen ihr schlechtes Gewissen vom weitem anzusehen, ihre Zerrissenheit zwischen zwei Welten.

Ein Bub aus einer ultraorthodoxen Gemeinschaft, die stark im eigenen Kreis lebt, hat Berührungängste unbewusst mitbekommen. Sich da zu öffnen, muss man zuerst lernen. Neulich sah ich in der Bar des Dada-Hauses zwei junge Männer mit Schläfenlocken sitzen und Bier trinken. Ich fand das wunderbar, das muss Normalität sein. Die Schweiz hat noch die Vielfalt an Ausrichtungen des Judentums, die andere Länder Europas kaum mehr kennen, von der superliberalen bis zur superorthodoxen Gemeinde. Diese Vielfalt ist eigentlich das Normale. Auch im Christentum haben ja die meisten, die an Weihnachten Kerzen anzünden, mit Religiosität wenig am Hut.

War es schwierig, die einzelnen jüdischen Vereinigungen zum Mitwirken am «Kulturstrudel» zu bewegen?

Facetten jüdischer Lebenskultur in Zürich

urs. Unter dem Titel «Kulturstrudel» werden in Zürich ab dem 26. August acht Tage lang Facetten des jüdischen Alltags gespiegelt – an Dutzenden Anlässen für Ohr, Auge und Gaumen. So zeigt das von einem jüdischen Verein betriebene Männerbad am Schanzengraben eine Fotoausstellung zu seiner Geschichte, die Israelitische Cultusgemeinde führt kulinarisch durchs jüdische Jahr, die Hugo-Mendel-Stiftung gibt Einblicke in die Arbeit des Thoraschreibers, der Strauhof betreibt literarische Spurensuche (siehe Feuilleton, Seite 39). Und als Schlussfeuerwerk wird am 2. September der «Europäische

Gemeinden direkt an, alle waren mit Begeisterung dabei, stellten ein eigenes Programm auf die Beine. So bildet diese Woche die ganze Bandbreite des hiesigen Judentums ab. Und es sind auch viele nichtjüdische Kreise beteiligt.

Was ist die Zielgruppe dieser Woche?

Anders als die meisten jüdischen Anlässe richtet sich der «Kulturstrudel» nicht an ein jüdisches Publikum, sondern an alle Mitbürger, die von Juden und dem Judentum womöglich ein verschommenes Bild haben. Besonders interessant finde ich das Angebot im Minjan Wollishofen, wo Jugendliche einfache Fragen stellen können. Den Kulturbezug fassen wir weiter: Man kann sich ihm auch über Orte wie die Synagoge annehmen, in die man als Ausgestandener sonst nie hineinkommt – und über den Bauch: Es gibt Erklärungen zu koscheren Speisegesetzen samt der Verkostung von Menus, eine Führung durch den koscheren Supermarkt, einen Anlass zur Geschichte der Bageles.

Kein Paris-Besuch sollte ohne Kostproben jüdischer Zuckerbäckerei im Marais stattfinden. Gibt es in Zürich vergleichbare Verlockungen?

Es hat jetzt eine Koscher-Bäckerei in Wiedikon, die immer sehr gut besucht ist, auch von nichtjüdischen Kunden. Eine Art von Berlinern, die traditionellerweise am Hanukka-Fest gegessen wird, hat der Besitzer schon zu Tausenden verkauft, wie er mir erzählt hat.

Die einzige koschere Metzgerei der Stadt an der Amsterdamerstrasse muss ihr Fleisch importieren. Ist das hiesige Schächterverbot antisemitisch? Natürlich, zumindest im Ursprung. Das war die allererste Volksinitiative hierzu-

entsprüche der Grad des Antisemitismus weltweit jenem in der Schweiz, wäre die Welt ein Paradies, haben Sie vor einigen Jahren gesagt. Gilt das noch?

Antisemitismus hat auch hierzulande zugenommen, vor allem in Kantonen, in denen kaum Juden leben. Er ist gesellschaftsfähig geworden. Man sagt einfach nicht mehr: «Ich habe etwas gegen Juden», sondern: «Ich habe etwas gegen die israelische Politik.» Antisemitismus findet immer wieder neue Verkleidungen. Vielleicht gibt es uns deshalb immer noch. Ein ultraorthodoxer Verwandter sagte mir einmal, ohne Antisemiten hätte sich das Judentum längst in anderen Völkern aufgelöst wie Zucker im Tee.

2001 wurde ein zu Besuch in Zürich weilerender Rabbiner auf offener Strasse erschossen. Was hinterliess das für Spuren in der jüdischen Gemeinschaft?

Die Blödsheit mancher Menschen lässt sich nicht heilen. Entscheidend ist aber, wie die Öffentlichkeit reagiert. Antisemitismus darf nicht zur Selbstverständlichkeit werden. Die Israelitische Cultusgemeinde Zürich, der ich angehöre, muss einen erschreckend hohen Teil ihres Budgets für Sicherheitsmassnahmen aufwenden – was eigentlich Aufgabe des Staates wäre.

Hat Zürichs Gemeinderat nicht 2016 per Postulat angeregt, das zu verbessern?

Das genügt noch nicht. Stellen Sie sich vor, welche Vorkehrungen man trafe, wenn es Angriffe auf katholische Kirchengemeindehäuser gäbe! In Deutschland und Frankreich steht ein Polizist vor jedem jüdischen Gemeindezentrum.

In Westeuropa flammt Judenhass wieder auf. In Deutschland macht die These die Runde, mit der steigenden Zahl von Asylsuchenden aus Nahost und Nordafrika sei eine neue Form von Antisemitismus importiert worden.

Das mag einen Teil erklären, aber der Antisemitismus brauchte noch nie Zuwanderer, um sich fortzupflanzen. Prägend dafür sind die Formen, die sich unter der Oberfläche der Gesellschaft entwickeln.

Was ist die Wurzel dieser Feindseligkeit? Das Anderssein. Jede Gruppe hat Angst vor dem «Anderen» und sucht eine Gruppe, die sie als «die Anderen» bezeichnen kann. Wir jüdischen Mitbürger sind aber nicht anders, sondern einfach eine Gruppe Schweizer.

Interview: Urs Bühler

pe-!Ceil in Grau-Weiss bietet. Wir aber testen in dieser lauen Nacht lieber auf dem Boulevard, was das Küchenteam mit unseren Sinnen anstellt. Erst nach dem Studium der Karte wird uns mitgeteilt, man könne draussen nur à la carte essen. Ausnahmsweise dürfen wir dennoch das unter dem Titel «Inspirationen» aufgeführte Menü ordern, erhältlich mit drei bis sechs Gängen (Fr. 85.– bis Fr. 142.–). Es vermittelt wohl am besten, wohin uns der Chef mit seinem sehr bemerkenswerten Konzept führen will.

Das Ganze zielt nicht auf billige Geschmacksexplosionen im Mund, eher auf eine vielfältige Liebkosung von Gaumen und Auge mit hingetapften Überraschungen. Vielleicht könnte man es einen femininen Zugang nennen (jedenfalls fühlen wir uns fern an die hohe Kunst der Tanja Grandits erinnert, die im Basler «Stucki» allerdings noch einmal eine andere Stufe erklimmt). Das Menü überzeugt, von der Vorspeise bis zum Dessert: Zarte Seeforelle und Flussbarsch etwa, im Zugersee gefangen vom Fischer Schwendler, ruhen unter Wiesenblumen und vermählen sich mit Wacholder, Urbratsalat, Wasserlinsen-Pesto und Pfefferwurz-Glace. Und schliesslich fügen sich zwei Glaçen unter dem Titel «geiste Waldoromen» mit Löwenzahnschaum und Fliederessenz zur auch optisch reizvollen Komposition.

Die A-la-carte-Fraktion, deren Hauptessen meist in drei Grössen erhältlich sind, meldet nebst Volltreffern einige Abstriche. Beim feinen Ackersalat (Fr. 13.–) gehen die oft angekündigten Urdinkel-Croûtons vergessen; sie werden auf Nachfrage nachgeliefert, als der Teller schon leergeputzt ist. Auch weckt die Worthalt der Karte einige falsche Erwartungen; die «Sommerartee» mit Ringelblumenschaum (etwa Fr. 17.–) erweist sich eher als Biskuit, das aber prima schmeckt. Dies kann man nicht von den «Zuckererbosen-Gnocchi» (Fr. 35.–) sagen, dem einzigen Fehlgriff aus unserer Sicht: Die Textur ist zu kompakt, die Erbsen sind bloss Beiwerk, die Aromen zu wirt gemischt.

Für uneingeschränkte Begeisterung sorgt dafür die Schaumuppe von Zuger Flusskrebsen mit Schafgarbe und Hecht-Beignets (Fr. 16.–). Und das als Tagesfisch angebotene Saiblingsfilet (Fr. 47.–) mit Beilagen nach Wahl ist so perfekt zubereitet wie die Rösti zum Zürcher Geschnitzelten (ab Fr. 37.–). Auch Anhängern währschafter Kost müssen hier also nicht darben.

Opera, Dufourstrasse 2, 8008 Zürich, Telefon 044 258 98 99

Eine Welt von Geschichten

Literatur Die Ausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom» im Zürcher Strauhof zeigt das Wirken jüdischer Autorinnen und Autoren in der deutschsprachigen Literatur. Sie zeigt: Es geht um das Ganze.

Stefan Busz

Unter Glas liegt ein Brief der Schauspielerin Elisabeth Bergner, Adressat ist Alfred Polgar, der Schriftsteller. Das Datum des Schreibens: 31. Juli 1917. Der Inhalt: Die Bergner, damals noch eine kleine Aktrice am Zürcher Stadttheater, fragt den grossen Polgar freundlich an, ob er ihr nicht ein Stück schreiben wolle, Max Reinhardt werde es sicher aufführen – was für eine Chuzpe, denkt man, zeigt diese junge Frau. Aus dem Stück ist dann nichts geworden. Aber zwei Jahre später schreibt Polgar, dass in Fräulein Elisabeth Bergner, wie er glaube, eine grosse Schauspielerin stecke – «es wetterleuchtet von Zukunft um diese Elisabeth».

Neben dem Brief, den Martin Dreyfus, der Kurator der neuen Strauhof-Ausstellung «Das Jüdische bei Mr. Bloom», einst an einer Auktion ersteigert hat, liegen Bücher, die das weitere Terrain abstecken. Da ist «Kleine Zeit» (1919) von Alfred Polgar, der so freundlich über die Bergner schreibt; da «Die Vierte Wand» (1924) von Paul Czinner, der die



Elisabeth Bergner 1929 im Film «Fräulein Else». Foto: ullstein bild, Getty Images

Schauspielerin heiraten und ins Exil begleiten wird – von Wien über London bis nach Hollywood. Seine Verfilmung von Arthur Schnitzlers Novelle «Fräulein Else» mit Bergner in der Hauptrolle hat den beiden den Weg in die Zukunft gebahnt.

Erschütterungen der Zeit

Ein Brief, drei Bücher, und schon erschliesst sich in einer Vitrine eine Welt von Geschichten. Man

sieht die Bücher und begegnet Menschen, Städten. Eine kleine Warnung: In der Ausstellung gibt es gar viele Vitrinen. Es droht das Schneewittchen-Sarg-Syndrom. Überall Bücher unter Glas. Da braucht es viel Liebe zu den Gegenständen, sie wieder ins Leben zu bringen. Der Bücher-mensch Dreyfus hat diese Liebe. Er könnte hunderttausend Geschichten über die Bücher aus seiner Sammlung erzählen.

Denn es geht um das Ganze. Die Ausstellung, die im Rahmen der jüdischen Kulturwoche gezeigt wird, folgt den Wegen jüdischer Autorinnen und Autoren sowie Verleger durch ein Jahrhundert, vom Aufbruch in die Moderne, den Samuel Fischer mit der Gründung seines Verlags 1886 markiert, bis zur Rückkehr aus dem Exil nach 1945. Vertraut sind uns viele Namen: Else Lasker-Schüler, Franz Kafka, Franz Werfel, Egon Erwin Kisch, Nelly Sachs oder Hilde Spiel. Andere wie Leonhard Frank und Arthur Holitscher sind in Vergessenheit geraten.

Aber alle haben die deutschsprachige Literatur mit ihrer Art geprägt: von Berlin, Wien, Zürich, Prag bis nach Budapest, Czernowitz, Lemberg oder Triest. In diese Landschaft haben sich auch die Erschütterungen der Zeit eingeschrieben. «Ich denke mir den Verleger – wie soll ich sagen – etwa als Seismograph, der bemüht sein soll, Erdbeben sachlich zu registrieren», schreibt Verleger Kurt Wolff 1913 an Karl Kraus.

Eine Art Seismograph ist die Ausstellung selber. Denn sie er-

zählt auch die Geschichte jüdischer Verlage, die wie die Bücher ihre Schicksale haben: von Allert de Lange in Amsterdam bis zum Welt-Verlag. Die einzigen jüdischen Verleger, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder nach Deutschland zurückkehrten, waren Gottfried und Brigitte Bermann Fischer; sie führten den S.-Fischer-Verlag in Frankfurt weiter.

Mit einem Verlag hat auch der Titel der Ausstellung zu tun. «Das Jüdische an Mr. Bloom» ist zwar der Reflex auf die Begegnung von James Joyce mit Italo Svevo in Triest: Leopold Bloom, der irische Katholik jüdischer Abstammung im Joyce-Roman «Ulysses», wird die Züge des italienischen Kaufmanns und Schriftstellers tragen, was Jahrzehnte später Wolfgang Hildesheimer zu seinem Essay über die «Jüdischkeit» des Mr. Bloom anregte. Aber gemeinsam an Svevo und Joyce ist: Sie hatten mit Daniel Brody, der den Rhein-Verlag von 1929 bis 1963 in Zürich führte, denselben Verleger.

Die Ausstellung läuft bis zum 16. September.

Inside

ZÜRICH

Heimspiel für Synagogenchor



Anlässlich des Europäischen Tags der jüdischen Kultur strömten knapp 300 Gäste in die Synagoge der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ), in welcher der

Synagogenchor der ICZ auftrat. Nachdem der Chor in der Vergangenheit auch Konzerte im Ausland gegeben hatte, hat er das «Heimspiel» am Sonntag

sichtlich genossen. Das Konzert zog nicht nur Gäste aus der jüdischen Gemeinschaft, sondern auch zahlreiche interessierte Bürgerinnen und Bürger an. VW

Tipps

Rosch-Haschana-Dinner bei Chabad Lubawitsch. Der erste Abend des jüdischen Neujahrs kann – wie auch schon in den Jahren zuvor – am Sonntag bei Chabad gefeiert werden. Chabad Basel, Luzern und Zürich laden ihre Freunde zum Rosch-Haschana-Dinner ein. Zusammen mit Familien und Freunden kann man so einen Abend mit jüdischen Liedern und kulinarischen Feinheiten zum Feiertag geniessen. In Basel beginnt der Abend mit einem festlichen Maariv-Gebet. Um eine Anmeldung zu dem Anlass, der für Erwachsene 30 und für Kinder 15 Franken kostet, wird gebeten an motti@chabadbasel.com oder unter 077 958 84 18. Auch im neuen Chabad-Center in Luzern wird ein Dinner geboten – mit Gebet, Musik und traditionellem Flair. Hier liegt der Preis für Erwachsene bei 50 Franken und für Kinder bei 20 Franken. Eine Anmeldung im Internet ist erforderlich. In Zürich scheint das Rosch-Haschana-Dinner bereits ausgebucht zu sein, auf der Homepage ist zu lesen, dass sich Interessierte an die Nummer



Tagesanzeiger
?. September 2018



Lion Feuchtwanger Jud Süß

Den Josef Süß Oppenheimer, Geh. Finanzrat des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, denselben «Jud Süß», den vor hundert Jahren Hauff in den Mittelpunkt einer seiner kleinen Erzählungen gestellt hat, hat Feuchtwanger zum Helden eines großen Romans gemacht. Also ein neuer historischer Roman? Ja und nein. Alles Geschichtliche stimmt und wird Anschauung von stärkstem Leben: die geheimnisvolle Verkettung des Schicksals von Jud und Herzog, sein Aufstieg bis in schwindelnde Höhe, sein Sturz und Ende an Galgen. Und auch das »Romanhafte« könnte stimmen: die Rache des Juden an Herzog, dem er die Geliebte in die Arme treibt, der mit plumper Hand das Leben seiner Tochter zerstört. Alles Historische ist vom Innersten, Menschlichsten durchleuchtet und das Menschliche erhebt sich zum Symbolischen. Es ist der Roman des Juden überhaupt, und weder dem Juden noch dem Christen wird etwas geschenkt. Es ist eine der großen Dichtungen, die ein erschütternder Spiegel des Lebens sind.

LUCERNE FESTIVAL

Die Verrätselung des Alls

Heinz Holliger huldigt dem Werk seines Kollegen György Kurtág

fmi. Luzern - Ist es nicht immer dasselbe? Kaum füllt sich der Konzertsaal mit hauchzarten Klängen, erhebt sich irgendwo in den Zuschauerreihen ein Klingeln – und kurz darauf ein Rascheln dort, ein Knistern da! An diesem Abend in Luzern hat es damit aber, zum Glück, eine andere Bewandnis. Bemerkbar machen sich nämlich im Saal verteilte Orchestermitglieder, und sie agieren streng nach Partitur: György Kurtágs Opus 27 «... quasi una fantasia...» spinnt das Publikum buchstäblich ein in ein Gewebe aus Instrumentengruppen, die auf dem Podium, den Balkonen und im Parkett placiert sind.

Schreckenslust

Im doppelten Sinne im Mittelpunkt dieser Raummusik steht das Klavier, und der Pianist Zoltán Fejérvári nimmt uns schon mit den ersten, sogleich rätselhaft kanonisch verschränkten Tonleitern gefangen. Überhaupt ist das Werk ein Akt von Wiederverrätselung der Welt – womit es sich gut zum Festivalthema Kindheit fügt. Nach der kurzen Invokation des ersten Satzes, einem für Kurtág typischen Geniestreich, der in der Klangwolke von fünf Mundharmonikas verdunstet, durchzucken unheimliche Gesten die Mittelsätze, gemischt aus Perkussions-Timbres, ungarischem Cimbalom und nervös tremolierenden Klavierakkorden. Die in einem Satztitel erwähnten «Traumeswirren» spielen auf Robert Schumanns «Phantasiestücke» op. 12 an; ebenso liesse sich ans «Fürchtenmachen» und andere der «Kinderszenen»

Wer zieht die Figuren? Und wer wird auf dem Brett herungeschoben? Lion Feuchtwangers Roman «Jud Süß» in der 1925 erschienenen Erstausgabe.

Die Dichter und die Knechte des Satans

Jüdische Autoren und Verleger haben die deutsche Literatur geprägt. Wie sehr, zeigt das Museum Strauhof

THOMAS RIBI

Gibt es so etwas wie jüdische Literatur? Und was wäre das denn? Literatur von jüdischen Autorinnen und Autoren, ja. Aber Franz Kafka, Stefan Zweig und Arthur Schnitzler zum Beispiel – haben die irgendetwas gemeinsam? Und vor allem: Ist das, was sie auszeichnet, bei Thomas Mann, Hermann Hesse oder Robert Musil so nicht zu finden? Vielleicht gibt es jüdische Literatur im gleichen Sinn, in dem man von Schweizer Literatur spricht. Nur, ob es die wirklich gibt, ist alles andere als unbestritten.

Keller, Dürrenmatt, das ist Literatur, die in der Schweiz entstanden ist. Oder doch mehr als nur das? Natürlich, was in der Schweiz geschrieben wird, ist von der Schweiz geprägt, irgendwie. Vom Land und von den Erfahrungen der Autoren. Erfahrungen macht man dort, wo man lebt. Aber heisst das, dass ein Schweizer Autor, der nicht in der Schweiz lebt, nicht zur Schweizer Literatur gehört? Oder zumindest nicht im gleichen Sinn? Schwierig zu sagen. Und was heisst das für die Frage nach der jüdischen Literatur?

Verschiedene Dinge

Vielleicht bedeutet es gar nichts. Schweizer sein. Jude sein – das sind verschiedene Dinge. Schweizer kann man werden, indem man die Staatsbürgerschaft erwirbt. Jude werden, das kann man eigentlich nicht. Als Jude wird man geboren, und vielleicht bleibt man es, auch wenn man sich von seinen Wurzeln löst. Im Essay «The Jewishness of Mr. Bloom» sagt Wolfgang Hildesheimer von Leopold Bloom, dem Protagonisten von James Joyce' «Ulysses», er sei Jude «und sich dessen, obgleich getauft, nur allzu bewusst; und zwar mit jenem schlechten Gewissen des Konvertiten, der weiss, dass es durch seine Konversion zwar

einen Christen mehr gibt, aber keinen Juden weniger». Eine vertrackte Geschichte also. Und vielleicht ist die Frage am Ende ja müssig. Aber man kommt ins Grübeln, wenn man die grandiose Auslegeordnung abschreitet, die zurzeit im Strauhof in Zürich ausbreitet ist.

Die Sonderausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom», die im Zusammenhang mit der Woche der jüdischen Kultur gezeigt wird, setzt sich nicht zum Ziel, die Frage zu beantworten, was «das Jüdische» an den Autorinnen, Autoren und Verlegern sein könnte, deren Werk und Wirken sie in Erinnerung ruft. Aber die Frage schwingt natürlich mit, nicht nur, weil der Titel der Schau explizit darauf verweist. Und irgendwie bekommt man als Besucher auch eine Antwort. Oder zumindest den Versuch dazu.

Die Auswahl von Büchern, Erstausgaben, Dokumenten und Autografen, die im Strauhof zu sehen ist, stammt aus der Bibliothek des Zürcher Büchersammlers, Verlegers und Antiquars Martin Dreyfus. Sie zeigt eindrücklich, wie stark die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts von jüdischen Schriftstellern geprägt wurde und welche bedeutende Rolle den jüdischen Verlegern zukam. Einige kennt man heute noch: Samuel Fischer etwa, der Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Jakob Wassermann und Hugo von Hofmannsthal herausgab. Andere ruft die Ausstellung wieder in Erinnerung: So Paul Cassirer, der sich mit seinem Kunstverlag besonders um die Werke der deutschen Impressionisten Max Liebermann, Lovis Corinth und Max Slevogt kümmerte. Oder Kurt Wolff, bei dem die Werke von Franz Kafka, Franz Werfel, Karl Kraus oder Else Lasker-Schüler erschienen.

Bücher verlegen kam eine Kunst sein. Aber es ist vor allem ein Geschäft, und wer das nicht beherrscht, kann es nie zur Kunst entwickeln. Gerade Kurt Wolff war sich dessen sehr wohl bewusst. «Ich

will als Verleger nicht begeistert sein, sondern Bücher verkaufen», schrieb er 1916 an Heinrich Mann, dessen Roman «Der Untertan» er kurz nach dem Ersten Weltkrieg herausbrachte. Und weiter: «Ich will Ihre Bücher nicht als objets d'art meinem Verlag einreihen, will zu den cent lieurs, die da sind, cent mille hinzugewinnen; will für Sie und mit Ihnen viel Gel verdienen.»

Der Unternehmer spricht

Da spricht der Unternehmer. Ein Unternehmer allerdings, der von seinen ehernen Geschäftsprinzipien durchaus auch einmal abwich, wenn er von einem Autor überzeugt, vielleicht sogar begeistert war. Während Jahren betreute Kurt Wolff die Werke von Franz Kafka und tröstete diesen dann und wann höchstselbst darüber, dass sich seine Bücher schlecht verkauften. 1921 schrieb er ihm: «Sie dürfen die äusseren Einflüsse, die wir mit Ihren Büchern erzielen, nicht als Massstab nehmen. Sie und wir wissen, dass es gemeinlich gerade die besten und wertvollsten Dinge sind, die ihr Echo nicht sofort, sondern erst später finden.»

Freilich, auch das ist eine Grundmelodie in Wolfs Briefen an Kafka: Honorare gibt es keine. Höchstens ein paar Bücher aus dem Verlagsprogramm. Dass Wolff sich von seinen Autoren nicht zu armen Tagen bringen liess, steht ausser Zweifel, und darüber empörte sich Else Lasker-Schüler. Unter dem Titel «Ich räume auf», veröffentlichte sie 1925 ein Pamphlet, das die von orientalischen Prinzen singende Traumtänzerin als Virtuoso der literarischen Invektive zeigt: Knechte des Satans seien sie, die Verleger, die sich als Dichter für sie täten, die Kassenschranke füllten.

Der Aufstieg der Nationalsozialisten veränderte das literarische Leben in Deutschland und Österreich auf einen Schlag. Bücher wurden verbrannt,

Schriftsteller wie Gertrud Kolmar, Erich Mühsam oder Walter Serner wurden im KZ umgebracht. Lion Feuchtwanger, Stefan Zweig, Hermann Kesten, Ernst Toller, Anna Seghers oder Franz Werfel emigrierten, viele nahmen sich auf der Flucht oder im Exil das Leben. Die Verlage mussten ins Ausland ausweichen, wenn sie weiterhin jüdische Autoren drucken wollten.

Das taten sie. Autoren schrieben in den USA, in Südamerika oder Palästina weiter in ihrer Sprache, Verleger wie Gottfried Bermann Fischer, Salman Schocken oder Fritz Landshoff publizierten von Stockholm, New York oder Zürich aus weiterhin Bücher für deutschsprachige Leserinnen und Leser. Einige Autoren kehrten nach dem Krieg wieder nach Deutschland zurück, doch Gottfried Bermann Fischer und seine Frau Brigitte waren die einzigen jüdischen Verleger, denen es gelang, ihren Verlag nach dem Krieg wieder dauerhaft in Deutschland zu etablieren.

Gibt es so etwas wie jüdische Literatur? Es gab jedenfalls, das zeigt sich im Strauhof eindringlich, eine blühende, von jüdischen Autoren und Verlegern entscheidend geprägte literarische Kultur, der Naziterror und Krieg ein Ende setzten. Wo genau «das Jüdische» liegt, auf das der Titel der Ausstellung verweist, weiss man natürlich auch dann noch nicht, wenn man sich an Martin Dreyfus' Preziosen sattgesehen hat. Aber wahrscheinlich ist die Frage tatsächlich müssig: «Er dachte, dass er dachte, dass er Jude sei, während er wusste, dass er wusste, dass er wusste, dass er keiner war», heisst es im «Ulysses» irgendwo.

Die Ausstellung «Das Jüdische an Mr. Bloom» im Museum Strauhof in Zürich ist vom 24. August bis zum 16. September zu sehen. Die Woche der jüdischen Kultur beginnt am 29. August und dauert bis zum 2. September. Informationen unter www.kulturstrudel.ch.

Schumanns «Phantasiestücke» op. 12 an; ebenso liesse sich ans «Fürchtenmachen» und andere der «Kinderszenen» denken: Ernst und Furcht erscheinen in einer Übergrösse, der ein eingewobenes Staunen dunkle Schreckenlust verleiht.

Hier wie im wenig später entstandenen Doppelkonzert für Klavier und Violoncello op. 27 Nr. 2, das nach der Pause erklang, zeigt sich die apokalyptische Kraft von Kurtágs gross besetzten Werken – vielleicht wirken seine häufiger aufgeführten Miniaturen darum unterschiedlich so bedrohlich. All dies steigert die Spannung auf die grosse Beckett-Oper «Fin de partie», die der 92 Jahre alte Komponist mittlerweile in ein aufführbares Stadium gebracht haben soll, nach einem lange kreisenden Annäherungsprozess, zu dem auch das Doppelkonzert mit seinen gelegentlich fast theatraleischen Gegenüberstellungen gehört – bis am Ende hinter der gegenseitigen völligen Fremdheit der Soloinstrumente das Pulsieren des Alls hörbar wird.

Beethoven-Bezüge

Eine grosse, eine lohnende Tat war es, diese Stücke als Geschwisterwerke aufzuführen, zumal mit so kundigen Interpreten wie Fejérvári, dem Chamber Orchestra of Europe (verstärkt durch einige Lucerne-Festival-Alumni) sowie den beiden engen Kurtágs-Vertrauten Heinz Holliger und Miklós Perényi, dem Uraufführungscast des Doppelkonzerts. Zuvor erklang Arnold Schönbergs KammerSymphonie op. 9, in der Holliger und das spielreue Orchester mit flotten Originaltempo die grossen Bögen griff herausstellten. Eine Option wäre freilich gewesen, die Praxis von Schönberg – gerade an Opus 9 erprobt! – anzuwenden und stattdessen die Kurtágs-Werke doppelt aufzuführen, die doch so rar, so reich, so rasch vorbei sind.

Zwar wollte niemand die Kostbarkeit missen, dass Andrés Schiff Kurtágs Stücke jeweils mit einer der beiden berühmten Beethoven-Klaviersonaten einleitete, die ebenfalls unter der Opuszahl 27 zusammengefasst sind und einen Bezugspunkt für Kurtágs bilden. Das in Holligers eigenem Stück «COneerto» gipfelnde Programm in der Reihe «Räsonanz», angeregt und gefördert von der Ernst-von-Siemens-Musikstiftung, tendierte im Resultat aber doch zu jener Buntscheckigkeit, über die sich Holliger selbst in der Konzerteinführung mokiert hatte. Die im Programm-Mosaik eingelassenen dunklen Kurtágs-Steine funkelten deswegen nicht weniger.



Koschere Mode

Verhüllende Mode für Frauen ist rehabilitiert. Mitbeteiligt am Hype um die sogenannte **Modest Fashion**: ein jüdisch-orthodoxes It-Girl, die #MeToo-Bewegung und jede Menge Luxuslabels.

JONAS DREYFUS

Wo gehts hier zur Synagoge? fragt ein Mann mit schwarzem Haar und Zizit-weiße Fransen, die unter dem Gilet hervorschauen. An seiner Seite eine Frau mit einer zum Zopf gebundenen Perücke. Wir befinden uns im Zürcher Kreis 4 in der Modeboutique von Veronika und Menachem Basman, den Eltern des Schauspielers Joel Basman.

Hobbymodels mit Hüten und Perücken

Eine Strasse weiter gäbe es tatsächlich eine Synagoge. Doch das Paar, am Outfit als jüdisch erkennbar, sucht nicht wirklich den Weg dorthin. Es besteht aus zwei Hobbymodels und ist Teil einer Modeschau mit dem Titel «Jewish Fashion», der eigentlich «Jewish Orthodox Fashion» heissen müsste. Orthodox könnte man mit sehr fromm übersetzen – nicht zu verwechseln mit ultraorthodox, sprich ultrafromm.

Die Veranstaltung findet im Rahmen einer jüdischen Kulturwoche (26. 8. bis 2. 9.) statt. Dr. Jacqueline Grigo, als Ethnologin tätig an der Universität Zürich, stützt den wissenschaftlichen Hintergrund bei.

Die New Yorkerin Adi Heyman ist Stilikone vieler orthodoxen Frauen. Sie reizt ihre modischen Möglichkeiten aus.

Aktueller Herbst-Look vom Luxuslabel Carolina Herrera.

◀ In Sachen Mode, sagt Fachfrau Grigo, würden sich orthodoxe Juden in einem Spannungsfeld zwischen dem bewegen, was erlaubt, und dem, was angesagt sei.

Grigo erklärt das Konzept des Zniut, was auf Deutsch so viel wie sittsam bedeutet. Konkret geht es um eine Sammlung von Verhaltensregeln, zu der auch die Kleidervorschriften gehören. Die wichtigsten: Beide Geschlechter sollen Knie, Ellbogen, und das Schlüsselbein bedecken.

Wie kreativ sich das umsetzen lässt, zeigt Adi Heyman (36). Die New Yorkerin bewegt sich in der Modeszene Manhattans und inspiriert mit ihren Outfits nicht nur orthodoxe Jüdinnen, zu denen sie selbst gehört. Auch «Vogue»-Redaktörinnen, die Yoga oder vegane Ernährung als ihre Religion bezeichnen, zählen sie zu ihren Stil-ikonen.

Bedeckt, aber schon ein bisschen freizügig

Als verheiratete Frau trägt Heyman eine Perücke. Eine blonde, die ein Vermögen gekostet haben muss, so echt, wie sie aussieht. Die Kragen ihrer Hemden und Mäntel verstecken keinen Millimeter mehr, als sie müssen. Sie trägt zwar lange Kleider, doch ihre Füße stecken meist nackt in High Heels oder Sandalen.

Vielleicht war das dann doch etwas zu viel des Guten für ihr Umfeld – der Blog des orthodoxen It-Girls ist vom Netz verschwunden, nur ihren Instagram-Account bespielt Adi Heyman noch.

Die Kreationen der Modeschau im Krets 4 sind wohl etwas zu ausgelassen, als dass sich eine streng gläubige Person damit auf der Strasse zeigen würde. Es seien Fantasien von ihm, wie sich Orthodoxe kleiden könnten, sagt Menachem Basman. Der Designer entwirft normalerweise keine koschere Mode.

Die Frauen im Publikum, die wenigsten von ihnen religiös, sind trotzdem begeistert und beklatschen raue Wollmäntel in Erdbeertönen und Looks im Grunge-Stil, für die das Model einen langen



Am Anlass «Jewish Fashion» ging es darum, wie Mode von orthodoxen Juden aussieht und wie sie aussehen könnte. 1 Vortrag: Ethnologin Dr. Jacqueline Grigo zeigt verschiedene Arten von Kippas. 2 Der Mann: Der Hut ist authentisch, die Farbe Grau und der Stehkragen eine Fantasie des Designers.

3 Die Frau: Die Kopfbedeckung müsste die Haare ganz bedecken, wenn keine Perücke dazu getragen wird. Der kurze Jupe und die durchsichtigen Strumpfe sind nur Semi-Modest. 4 Der Designer: Menachem Basman stammt aus Israel. Mit seiner Frau Veronika entwirft er seit 40 Jahren Mode für eine treue Stammschnittschaft. Sohn Joel ist für die Männerkollektion verantwortlich.

Jupe zu schweren Stiefeln trägt.

Es geschieht hier im Kleinen, was sich im Moment bei Konsumentinnen auf der ganzen Welt bemerkbar macht: Sie entdecken wieder, wie viel Spass es machen kann, Mode zu tragen, die aus richtig viel Stoff besteht. Vor allem seit dem Aufkommen der #MeToo-Bewegung kann Kleidung, die sich wie eine Schutzhaube um den weiblichen

Körper legt, auch ein feministisches Statement sein.

Modest Fashion heisst der Begriff zum Trend hin zu sogenannt zurückhaltender Mode. Die Modest-Linien von Labels wie H&M tragen längst nicht mehr nur Muslimanen, für die sie konzipiert wurden. Komischerweise kaufen jetzt Frauen, die sich verhalten müssen, und Frauen, die sich verhalten wollen, plötzlich dieselben Marken.

254 Milliarden Umsatz mit Modest Fashion

Vom viktorianischen Zeitalter inspirierte Roben von Labels wie Valentino zeigen, dass die Luxusindustrie den lukrativen Markt erkennt. Laut dem Anfang Jahr erschienenen «Global Islamic Economy Report» gaben Konsumenten im 2016 254 Milliarden Dollar für Modest Fashion aus. In vier Jahren sollen es bereits 373 sein.

Man könnte vom integrativen Aspekt der Mode sprechen. Die Frage ist nur, was passiert, wenn in der nächsten Saison wieder durchsichtige Blusen und Diskokleider angesagt sind. Dann sind alle, die nicht mitmachen, schon nicht mehr so hip wie jetzt. ●



Herzlichen Dank!

Die Woche der jüdischen Kultur ist vorbei, und wir freuen uns feststellen zu können: Der «Kulturstrudel» war ein voller Erfolg. Unser Angebot hat viele Zürcherinnen und Zürcher mitgerissen! Zahlreiche Veranstaltungen waren ausverkauft, und wir bitten alle Interessenten um Verständnis, die bei dem von ihnen gewünschten Ereignis nicht dabei sein konnten.

Ein besonderer Dank gebührt allen Organisationen, die sich mit eigenen Veranstaltungen beteiligt haben, und natürlich den Sponsoren, ohne deren Hilfe ein Anlass dieser Grösse gar nicht hätte realisiert werden können.

Wir freuen uns, dass so viele Mitbürgerinnen und Mitbürger uns gewissermassen in unserer guten Stube besucht haben und hoffen, dass es nicht das letzte Mal gewesen ist.

Für die Veranstalter
Verein für jüdische Kultur und Wissenschaft
Michael Guggenheimer Charles Lewinsky

Die Kulturstrudel- mitveranstalter waren:



- **Archiv für Zeitgeschichte der ETH**
- **B'nai B'rit Augustin Keller Loge**
- **ComedyHaus**
- **ETH Zürich**
- **Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ)**
- **Israelitische Religionsgesellschaft Zürich (IRGZ)**
- **Jüdische Liberale Gemeinde Or Chadasch**
- **Kulturhaus Helferei**
- **Miller's**
- **Museum Strauhof**
- **Neuer Israel Fond Schweiz (NIF)**
- **Omanut, Verein zur Förderung der jüdischen Kunst in der Schweiz**
- **Restaurant Olive Garden**
- **SERET – Kino aus der Jüdischen Welt**
- **Verein für jüdische Wissenschaft und Kultur**
- **Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID)**

Impressum

Herausgeber:
Verein für jüdische
Kultur und Wissenschaft
Michael Guggenheimer
Charles Lewinsky

Koordination Kulturstrudel:
Esther Friederich

Buchhaltung Kulturstrudel:
Lilo Kistler

Gestaltung Kulturstrudel:
Thomas Di Paolo

Fotos Broschüre:
Roger Wehrli
Zeljko Gataric
Miklos Klaus Rozsa
Privat

kulturstrudel.ch

